

Georg Schild, 1983. Das gefährlichste Jahr des Kalten Krieges, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2013, 234 S., brosch., 26,90 €.

Niemand wird bestreiten wollen, dass die Spannungen zwischen den Supermächten während des Jahres 1983 einen Höhepunkt erreichten. US-Präsident Ronald Reagan nannte die UdSSR das „Reich des Bösen“, die Sowjetunion schoss ein südkoreanisches Passagierflugzeug vom Himmel, das US-Militär stürzte die sozialistische Regierung in Grenada. Im Dezember scheiterten die Genfer Rüstungskontrollgespräche über die atomaren Mittelstreckenraketen in Europa. Die USA begannen daraufhin, eine neue Generation von Atomraketen in Westeuropa aufzustellen, um die sowjetische „Vorrüstung“ zu kontern.

Krisen überall: Die Beziehungen zwischen Washington und Moskau schienen im Keller, die Welt einem Atomkrieg so nahe wie nie zuvor. Schon die Zeitgenossen haben 1983 als den vorläufigen Höhepunkt des „zweiten Kalten Krieges“ erlebt. Der Tübinger Nordamerika-Historiker Georg Schild geht nun in seinem neuen Buch einen Schritt weiter und ruft 1983 zum „gefährlichste[n] Jahr des Kalten Krieges“ (S. 8) aus. Denn: „Zu keinem Zeitpunkt des Kalten Krieges fürchtete die Sowjetunion einen unmittelbar bevorstehenden amerikanischen Überraschungsangriff mehr als im Herbst 1983“ (ebd.).

Ist das eine plausible These? Schild argumentiert, dass sich Politiker in Ost und West in den Jahren des Kalten Kriegs stets einig gewesen seien, dass sie die Eskalation verhindern mussten. Er illustriert das, indem er in den ersten beiden Kapiteln einen Überblick der Beziehungen zwischen den Supermächten nach 1945 gibt. Dabei folgt Schild der etablierten Chronologie, in der die Jahre 1963 und 1979 jeweils drei unterschiedliche Zeitabschnitte trennen: Zunächst war der Kalte Krieg ein „Lern- und Aushandlungskonflikt“ (S. 19) zwischen Ost und West, danach eine Phase der „Kooperation und Konkurrenz“ (S. 65), um sich schließlich aber erneut dramatisch zuzuspitzen.

In Schilds Analyse macht Ronald Reagan den Unterschied. Nachdem schon der glücklose US-Präsident Jimmy Carter sukzessive die Détente verabschiedet hatte, radikalisierte sein Nachfolger im Weißen Haus diesen Kurs weiter. Vor allem aber lud Reagan den Ost-West-Konflikt theologisch-moralisch auf. Die UdSSR war nun nicht länger der potenzielle Kooperationspartner; sie war der ideologische Feind, der keine Existenzberechtigung hatte. Reagan „stellte als einziger Präsident in den Jahren des Kalten Krieges offen und bewusst das bestehende politische System der UdSSR, ja sogar die Sowjetunion selbst, zur Disposition“ (S. 119), wie Schild betont.

Das ist alles nicht neu. Innovativ ist aber, wie Schild mit 1983 ein bestimmtes Jahr des Kalten Kriegs in den Mittelpunkt rückt, in dem die Spannungen kulminierten. Er arbeitet überzeugend heraus, dass die sowjetische Führung in der Angst lebte, die USA würden den atomaren Erstschlag wagen. Die Strategic Defense Initiative (SDI) Reagans und das „Able Archer“-Manöver der NATO hätten, so schreibt Schild, zu einer regelrechten Panik im Kreml geführt. Mit der streng geheimen Operation RJaN habe der KGB fieberhaft versucht, in den westlichen Hauptstädten Anzeichen zu finden, ob der Gegner mobil machte.

Schild argumentiert: Während in bisherigen Krisen des Kalten Kriegs stets beide Seiten gewusst hätten, dass ein atomarer Krieg für den jeweiligen Gegner keine Option sei, habe sich dies 1983 geändert. Es sei das gefährlichste Jahr des Kalten Kriegs gewesen, weil die Sowjets dachten, dass „der Gegner allen rationalen Überlegungen zum Trotz“ (S. 190) angreifen werde. Dieser Gedanke jedoch sei Reagan fremd gewesen, meint Schild. Der Präsident habe bereits gehnt, dass die USA den Kalten Krieg gewonnen hätten, weil sie der Sowjetunion wirtschaftlich und technologisch

überlegen seien. Die UdSSR habe das nur noch nicht einsehen wollen. Triumphgeheul freilich ist Schilds Sache nicht. Nüchtern wägt er im letzten Kapitel ab, welchen Beitrag die immense amerikanische Aufrüstung in den 1980er-Jahren tatsächlich zum Ende des Kalten Kriegs geleistet hat.

Dieses Buch ist weit mehr als eine Gesamtdarstellung des Kalten Kriegs, die von einem bestimmten Jahr ausgeht. Schild bietet eine quellennah geschriebene und ereignisgeschichtlich orientierte Forschungsarbeit. Dazu hat er viele erst kürzlich deklassifizierte Dokumente aus den Archiven von Jimmy Carter und Ronald Reagan zusammengetragen. Entlang dieser Quellen erzählt er eine Geschichte, in der Staatsmänner den Lauf der Dinge bestimmten. Seine Untersuchung kreist in politik- und diplomatiegeschichtlicher Perspektive um die Supermächte und insbesondere um die US-Regierung. Reagan ist der Dreh- und Angelpunkt, ohne den diese Interpretation keinen Sinn ergibt.

Das Buch zeichnet sich durch eine starke und deshalb auch streitbare These aus. Sicherlich kann man über den Erkenntnismehrwert von Superlativen geteilter Meinung sein. Doch das scheint mir nicht der Kern zu sein. Vielmehr steht und fällt Schilds Ansatz damit, ob er plausibel machen kann, dass die Zeitgenossen dieses Jahr so wahrgenommen haben. Wer also behauptet, dass 1983 das gefährlichste Jahr im Kalten Krieg gewesen sei, der muss auch sagen, für wen es so gefährlich war. In Schilds Lesart waren es die Sowjets, die den Atomkrieg fürchteten. Ich glaube hingegen, dass man diese These weiter zuspitzen sollte. Denn wenn man bereit ist, auch historische Akteure jenseits der „großen Männer“ in Moskau und Washington in den Blick zu rücken, dann lassen sich Argumente finden, die diese These weiter stützen und sie gegen Zweifel abdichten.

Was bei Schild zu kurz kommt, sind die gesellschaftlichen Protestbewegungen jener Jahre. Für viele Zeitgenossen war es 1983 unmittelbar einleuchtend, dass sie es mit dem gefährlichsten Jahr des Kalten Kriegs zu tun hatten. In den Vereinigten Staaten protestierten Millionen Menschen gegen den Atomtod. Allein in New York gingen am 12. Juni 1982 eine halbe Million Menschen auf die Straßen. In Westeuropa kam es zu ähnlichen Massendemonstrationen. Die internationalen Beziehungen erwiesen sich in den frühen 1980er-Jahren als ein Feld, das die westlichen Gesellschaften aufwühlte.

Man kann die Geschichte der internationalen Beziehungen nicht von dem trennen, was sich gesellschaftlich ereignete. Auch Schild gibt zahlreiche Hinweise, wie wichtig innenpolitische Debatten für die Außenpolitik waren. So kolportiert er die Anekdote, nach der Reagans Kurswechsel hin zu weniger Militanz gegenüber der UdSSR darin gründete, dass er den Katastrophenfilm „The Day After“ gesehen habe (S. 192f.). Hier fehlt indes jeder Hinweis auf den zeitgenössischen Kontext, in dem dieser Film entstanden ist – und das war der zivilgesellschaftliche Protest gegen die Außen- und Verteidigungspolitik seiner Regierung. Für die sogenannte Freeze-Bewegung, die in den USA gegen das Wettrüsten kämpfte, hat Schild ganze 14 Zeilen übrig (S. 140f.). Bezeichnenderweise fehlt im Literaturverzeichnis auch Lawrence Wittner, der die bislang umfassendste Darstellung der globalen Oppositionsbewegung gegen Atomwaffen vorgelegt hat.

Dennoch: Dieses Buch ist wichtig, und es kommt zur rechten Zeit. Da sich die Geschichtswissenschaft mittlerweile verstärkt den 1980er-Jahren zuwendet und in den kommenden Jahren zahlreiche Studien zu Atomangst, Friedensbewegung und Nachrüstung erscheinen werden, ist es nur gut, dass Georg Schild noch einmal klar macht, welche entscheidende Bedeutung das Jahr 1983 hat, wenn man die Geschichte des Ost-West-Konflikts verstehen will. 1983 überschritten sich multiple Krisen, welche die internationale Politik ebenso bestimmten wie gesellschaftliches Handeln. Bedrohlich war nicht so sehr, dass die Supermächte einen Atomkrieg geplant hätten. Die Gefahr lag vielmehr im potenziellen Missverständnis, das die Interaktion von Staaten und Menschen immer begleitet.

Jan Hansen, Berlin

Zitierempfehlung:

Jan Hansen: Rezension von: Georg Schild, 1983. Das gefährlichste Jahr des Kalten Krieges, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81626>> [19.1.2015].